

Ich atmete tief durch und drückte die Türklinke herunter. Es hatte mich einige Minuten und Kraft gekostet, um einzutreten. Darauf hatte ich lange gewartet. Jeder aus meiner Heimat wäre gerne an meiner Stelle, weshalb es mir vorkam wie ein Geschenk. Es war einfach zu überwältigend, als dass ich es schaffen konnte. Meinen Worten, ich würde es schaffen, Glauben zu schenken, fiel anscheinend vielen -einschließlich mir- schwer. Am Ende wollte ich es ebenfalls aufgeben, da es in einem anderen Land mit anderen Gesetzen, mit anderen Bedingungen und neuen Herausforderungen, einfach absurd wäre. Ich kam mir jedes Mal, bei jedem Versuch einen Traum zu verwirklichen, vor wie ein kleines Mädchen, das gerade zum ersten Mal selber kochen durfte und sich den Finger an der heißen Pfanne verbrannte, um den Übergang in die Realität so schmerzlos wie möglich zu beschreiben. Wie konnte man da noch Hoffnung haben?

„Akesha, sammle dich, so kurz davor kannst du nicht aufgeben!“

„Du schon wieder? Du kannst ihr doch nicht jedes Mal *so kurz* davor falsche Hoffnungen machen... einfach lächerlich.“

Ich dachte an den Tag vor 11 Jahren.

Eins wusste ich nun sicher: Es gibt kein Zurück mehr.

Die Professorin und ich begrüßten uns, worauf ich bei einem Iman, einem Jungen aus Malaysia, und bei einem Mädchen namens Johanna Platz nahm. Ich hatte mir einigermaßen Mühe gegeben, um nicht *uncool* aufzufallen. Was mir nach einem kleinen Gespräch vor Unterrichtsbeginn jedoch auffiel, war, dass es diesen Menschen genauso wie mir, nicht um Aussehen ging. Jackpot.

Dieses flaue Gefühl im Magen konnte ich jedoch nicht ignorieren. Ich erwischte die Professorin, wie sie Iman und mich beobachtete. Sie lächelte mich an, ihren kritischen Blick konnte ich jedoch nicht übersehen.

Es war mir egal. Ich wollte Medizintechnik studieren. Alles, was mir einfiel, waren diese schlaflosen Nächte, an denen ich auf diesen Tag gewartet hatte. Es war nur noch der letzte Schritt, der getan werden musste.

Meine Eltern hatten damals hart gearbeitet und ihr Geld zusammengetan, um mir dieses Studium oder eher meinen Traum, zu ermöglichen. Sie waren mit mir von unserer Heimat geflohen, in der Hoffnung, dass ich nicht das erleiden müsste, was sie durchlebt hatten. In Indien haben Frauen so gut wie keine Rechte und obwohl mein Vater mit einer einzigen Hochzeit seine Schulden losgeworden wäre, hatte er nicht mal einen einzigen Gedanken daran verschwendet. Ich war sieben Jahre alt, als wir in einem Gütertransport-LKW in die Türkei und dann mit einem Auto nach Deutschland gebracht wurden. Es war die größte Herausforderung, der sich meine Eltern stellen mussten. Vor allem meine Mutter, denn genug Essen für zwei Erwachsene und ein Kind über einen Zeitraum von circa drei Wochen zu bekommen war fast unmöglich. Sie aß kaum was, damit ich auch genug essen konnte. Aber es gab kein Zurück mehr, wir hatten nichts mehr in Indien. Alles hatte mein Vater zu Geld gemacht, um uns auf die Reise vorzubereiten, wobei er von den Großbauern betrogen wurde und nicht die Summe erhalten hatte, die unser Eigentum wirklich wert gewesen wäre.

Nun ging es um jetzt. Die Vergangenheit können wir nicht vergessen, denn sie macht uns zu den Leuten, die wir heute sind. Rückblickend bestätigen meine Eltern dies auch, denn ihre Entscheidung bereuen sie nicht. Ich kann ihnen auch nur dankbar sein, obwohl es schmerzhaft gewesen sein muss, seine Liebsten für eine Tochter -und das für immer- zu verlassen. Jetzt habe ich auch einen Bruder und wir wissen, dass es kein großes finanzielles Problem ist, in Deutschland zwei Kinder großzuziehen. Laut meinem Vater, war sein Monatslohn damals ein Sack Reis oder Mehl oder etwas Fleisch, auch wenn nur selten zu erwerben möglich, wert.

Hier bekamen wir Hoffnung und hier wuchs ich auf. Ich lernte dem Rassismus zu entfliehen, gleichzeitig auch mich ihm zu stellen. Denn man darf sich aussuchen, wo man bleiben darf, so lautet die Regel. Ich lernte auch etwas anderes, nämlich: Es gibt nicht nur dieses Gefühl, ausgeschlossen oder wegen seiner Herkunft bloßgestellt zu werden. Es gibt auch Leute, die dich so akzeptieren, wie du bist, und dich und deine Kultur willkommen heißen. Zu diesen Personen gehört auch Hanna, meine beste Freundin, die an meinem ersten Schultag mir zeigte, dass ich zu dieser Gesellschaft dazu gehöre. Ich kann mich als Halbdeutsche bezeichnen, wie sie immer sagt. Es sind immerhin schon elf Jahre seit unserer Ankunft her.

Wir sollen uns kurz vorstellen und bisher schienen nur der Iman aus Malaysia und ich „Ausländer“ zu sein. Bisher gehörte ich in den vielen Schulen, die ich gewechselt hatte, zu den wenigen mit Migrationshintergrund. Diese Situation war für mich auch nichts Neues. Bis jetzt.

„Liebe Studenten, ihr dürft euch über unsere zwei besonderen Gäste freuen. Abwechslung ist doch immer schön, nicht wahr?“

Meine Reaktion war eigentlich keine. Doch jede Sekunde, die ich länger darüber nachdachte, machte mich trauriger.

Plötzlich wurde jemand neben mir aufgerufen. Es war der Iman.

„Mit allem Respekt Professorin, aber ich bin hier kein Gast! *Wir* sind hier keine Gäste.“